

# Theaterbriefe : Amalia an Culalia

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **4 (1878)**

Heft 42

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-423856>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Theaterbriefe.

Amalia an Eulalia.

Theuerste!

Ja wohl, die Theateraison ist eröffnet.

Unsere einzige Hoffnung ging unter strahlendem Licht auf und hoffentlich wird sie im Mai mit einer brillanten Hochzeit endigen.

Du weißt, daß ich stets offen bin und keinerlei Klauen mache. Es ist dies auch unter uns durchaus nicht nötig. Unsere Schmerzen sind gemeinsame und unser Zweck der gleiche, wenn wir auch nicht den gleichen Mann zu heirathen beabsichtigen. Dank unserm herrlichen Gesetz, welches in dieser Beziehung der Eifersucht den Niegel schiebt.

Meine Theure! Die Frage über unser Benehmen im Theater während dieser Saison ist zur brennenden geworden und kann weder mit einem Hydranten noch mit Petroleum gelöst werden.

Es handelt sich darum, einen Plan zu machen, und den habe ich bereits entworfen. Höre!

Nicht unsere Haare, aber unsere Jahre fangen an grau zu werden und ich glaube, der Dichter meine uns mit den Worten:

Das Pferd wird selten alt und grau,

Doch kann auch dies passieren;

Nur hat es leichter dann die Frau,

Es kann sich schwarz frisiren.

Ein recht unsinniger Spruch; aber ein bißchen Wahrheit steckt doch dahinter. Ich meine das Frisiren.

Ohne Frisiren kämen wir nicht aus und so ist auch die Frisur im Theater das Hauptsächlichste. In dieser Beziehung schlage ich dir vor, daß wir à la Thurm von Babel in's Theater gehen. Damit ist immer ein großer Seherkreis von vorne herein auf uns gerichtet und die Aktion auf der Bühne kann denselben nicht stören. Als Wattung nehmen wir Wolle, damit wir einen allfällig Fragenden versichern können, er werde warm in der Wolle sitzen.

Daß man ja nicht des Sehens wegen in's Theater geht, ist eine alte Thatsache. Sondern man abonniert, um sich selber zu sehen und um jedes Mal die Ueberzeugung heim zu nehmen: Ich machte mich doch besser als das gespielte Stück.

Damit komme ich von selbst auf die Toilette und ihre Wirkung. Roth, grün, blau, weiß, schwarz; die Farbe kommt nicht in Betracht. Mehr der Ausschnitt des Kleides, welcher für Männer von Herz sehr oft bestimmend wirkt. Eben deshalb rathe ich à la Appenzeller-Semne mit bloßen Hosen-trägern zu gehen.

Natürlich gehört dann dazu ein ordentlicher Fächer von der Größe eines sechs Mal vergrößerten Feigenblattes, hinter dem man sein Lachen und Erröthen verbergen kann. Du weißt ja, daß die Operngüter im Theater stets eine große Rolle spielen, und wenn man zwei der bligenden Gläser auf sich gerichtet sieht, so ist nach Knigges Umgang mit Menschen das Erröthen eine unumgängliche Pflicht. Das begeistert, animirt und macht interessant. Darum meine Liebe, einen weißen Fächer; da hebt sich das Roth der Wangen am Besten ab.

Glaacehandschuhe sind selbstverständlich; doch auch hier etwas Sorgfalt. Keine neuen, damit man meint, man trage nie welche; und keine zu großen, welche der Pierlichkeit der Hand Eintrag thun. Am Besten etwas schmutzige; die machen glauben, wir arbeiten viel in der Küche und seien sehr sparsam und häuslich. Sie und da eine einnehmende Bewegung mit der Hand über Nase und Augen; das läßt etwas durchblicken.

Schade ist es, daß man im Theater nicht stehen kann und wir unsere medizinischen Venusbewegungen nicht zur Geltung bringen können. Allein auch das Sitzen schließt nicht Alles aus; so ein Hinlegen in den Fauteuil à la Scharfschützenreut hat das Seinige schon. Dazu ein sanftes Augenzwinkern, etwas Lächeln und eine feine Manipulation mit dem Nastuch — selbstverständlich ein weißes, gesticktes, aber nicht gesticktes — sind unwiderstehlich.

Auf die Bühne sehen, ist plebeisch und zwar sehr stark. Man unterhält sich, während Schauspieler und Sänger ihren Taglohn verdienen; das ist nobel und gibt das Ansehen, als ob man schon Alles kennen würde. Namentlich muß man dieß bei den sogenannten klassischen Sachen machen. Es ist geradezu ridicul, bei Schiller, Göthe, Lessing und Schatepeare zu lachen oder zu weinen, oder gar dem abgebrauchten Zeug noch zuzuhören.

Moral! das ist das Wort, das im Theater eine große Rolle spielt und das wir mit dem besten Willen nicht umgehen können. Glücklicher Weise aber ist das Wort elastisch, wie ein Armband und man kann sich leicht darüber hinweghelfen. Z. B., wenn Einer Eine auf dem Theater küßt, wird man roth bis über die Ohren; wenn Einer etwas Anzügliches sagt, so genießt man das still für sich, um es nachher bei Hause auszuarbeiten.

Das, meine Liebe, sind ungefähr die Hauptpunkte über den Theaterbesuch. Es wäre vielleicht nur noch das Kommen und Gehen zu betonen, aber das ist sehr einfach. Man kommt mit möglichst viel Geräusch eine Viertelstunde zu spät, und geht mit möglichst viel Geklapper zehn Minuten vor Aktluß; das ist nobel und imponirt.

Thun wir also das Alles, meine Liebe, und ich bin sicher, daß uns die nächste Saison mit einer innig geliebten Ehe hälfte sehen wird.

Mit amikalem Grusse ganz die

Deine,

## Pfarrer Klughofer

erklärt seinen Verwandten das Thun und Treiben der Sozialisten.

Lieber Vater!

Die Sozialen sind beschwerlich,  
Sie laufen wie die wilden Kater  
Nach allen Mäusen frech, begehlich,  
Und achten weder Thor noch Gatter;  
Und wirst du sterben:  
Sie kommen rasch — mit mir zu erben;  
„Sagt mir Düret“ (Vater).

Liebe Mutter!

Die Sozialen möchten eben  
Vom gleichen Trank, vom gleichen Futter  
Wie wir, die Hochgeborenen, leben,  
Wie Papst und Göthe, Lachar, Luther;  
Es wird so Mode:  
Die Kerle wünschen sich zum Brode  
Gar noch Fleisch und Butter!

Lieber Bruder!

Die Sozialen sind gefährlich!  
Und tänen sie zur Zeit an's Nader,  
Sie anerkannten sicher schwertlich  
Den hohen Adel, Pöpp und Puder;  
Wir sind geschaffen  
Nach Adam! — sie — sind Affen,  
Die vertrackten Luder!

Liebe Schwester!

Die Sozialen — Schweinereiber —  
Sie fordern unverschämter, fester,  
Sie wollen wie die Reichen: Weiber,  
Sie wollen Häuser — keine Nester.  
Du wär'st Gemahlin —  
O denke dir! — Frau „Sozialin“  
Künftig's Semester! —

Liebe Kinder!

Die Sozialen sind Gespenster,  
Im rauhen Neck und Zilszylinder,  
Sie schlüpfen nächtlich durch die Fenster  
Wie Flederermäuse, nur geschwinder.  
Die Sozialen —  
Dem Teufel gleichen sie — zum Malen.  
Hole Sie der Schinder!

Lieber Vetter!

Die Sozialen wollen Bildung!  
Sie wollen Schulen — alle Vetter —  
Anstatt der glücklichen Verwilderung:  
Mit Kopf und Kropf durch Stein und Bretter!  
Ihr Anverwandten!  
O laßt uns beten zum bekanneten  
Bismarck — dem Erretter!

## Der Frankfurter Zeitung.

Man sagt es dir zwar in's Gesicht,  
Daß ein fränkisch' Reptil du bist,  
Allein, die Welt, sie glaubt es nicht,  
Weil — Bismarck deutscher Kanzler ist.

## Herrn Brake.

Man will den Stod ergreifen,  
Cuch Ehrfurcht einzupflanzen —  
Du aber willst d'rauf pfeifen,  
Nun fragt sich's, wer soll — tanzen?